

ISABEL WOLFF



Bräutigam
ZU
verschwenken

Weltbild

In nur einer knappen Stunde soll Minty Malone endlich mit ihrem geliebten Dominic vor dem Altar stehen - und wirklich alles geht schief: Ihr Brautkranz ist plötzlich wie vom Erdboden verschluckt, niemand ist da, um ihr mit den unzähligen Häkchen an ihrem Kleid zu helfen, und der Blumenschmuck fängt auch schon an zu welken. Aber das war erst der Anfang. Denn als es zur entscheidenden Frage kommt, antwortet der Ehemann in spe mit einem klaren, entschiedenen . Nein! ...

»So wundervoll wie ein langes Gespräch mit der besten Freundin«
The Mirror

Isabel Wolff

Bräutigam zu verschenken

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Dahmann

Weltbild

Die Autorin

Isabel Wolff studierte in Cambridge Literatur und arbeitete lange Jahre als Journalistin für die BBC. Sie lebt mit ihrer Familie in London. Ihre Romane wurden in 29 Sprachen übersetzt.

Die englische Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel The making of Minty Malone bei HarperCollins, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 1999 by Isabel Wolff

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2004 by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Übersetzung: Susanne Dahmann

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-864-5

Für Jonathan und Catharine,
Anja und Paul-Mattias

JULI

Wo ist er, wo ist er, wo ist er, bitte, bitte, bitte, wo ist er? Wo. Ist. Mein. Verdammter. Brautkranz? O Gott, o Gott, wo habe ich ihn hingetan? Vor zwei Minuten hatte ich ihn noch. Hier hatte ich ihn, genau hier. Ich habe ihn aus der Schachtel genommen, und dann habe ich ihn abgelegt und mir die Fingernägel lackiert. Ich hatte ihn, ich hatte ihn, ich HATTE ihn, und jetzt ist er weg, und ich kann ihn nirgends finden, doch er muss einfach irgendwo hier sein, und o nein, ich bin mit allem so unglaublich hinterher, und o Gott, was für ein Albtraum, dass ich so spät dran bin! Die Leute werden schon angefangen haben, rhythmisch zu klatschen, wenn ich komme, ich meine, wenn sie nicht längst in den Pub gegangen sind. Nun, sie müssen verdammt noch mal warten, denn ohne mich läuft nichts. Es ist mein Tag. Nicht ihrer. Meiner. Das sagt schließlich jeder zu mir, seit ich verlobt bin. »Es ist dein Tag, Minty! Es soll alles genau so sein, wie du es willst!« Das hat Mum erst vor zehn Minuten zu mir gesagt, als sie zur Tür hinausstürzte.

»Vergiss nicht, es ist dein Tag, Liebling!«, rief sie heiter vom Gartentor zurück. »Alles soll genau so sein, wie du es willst!«

»Ja, Mum, aber jetzt will ich deine Hilfe. Mein Kleid hat fünfunddreißig Hakenverschlüsse.«

»Ich weiß, Liebling, aber ich muss jetzt zur Kirche.«

»Müsstest du mir nicht die Haare richten oder so etwas?«

»Ich habe keine Zeit, Minty, es macht einen schlechten Eindruck, wenn die Brautmutter zu spät kommt.«

»Und es macht einen schlechten Eindruck, wenn die Braut ohne Rock kommt, aber genau das wird passieren, wenn mir nicht endlich jemand hilft.«

»Immer mit der Ruhe, Minty«, sagte Mum gut gelaunt, »Helen wird gleich zurück sein, und sie wird dir helfen. Dazu hat man Brautjungfern. Bis bald, Liebling, tschüüü!« Sie warf mir eine Kussband zu und war weg. Verdammt.

Und dann klingelte das Telefon. Es war Helen, die von ihrem Handy aus der Kirche anrief, wo sie immer noch mit den Blumen kämpfte.

»Kleines Problem, Mint, die Pfingstrosen welken. In der Hitze sind sie ganz schlapp geworden.«

»Meine Güte.«

»Aber keine Sorge«, sagte sie beruhigend, »ich stecke ihnen einfach etwas Draht in die Stängel, und dann bin ich unterwegs zu dir.«

»Also, mach das bitte nicht mit mir, wenn du mich welken siehst.«

»In einer halben Stunde werde ich da sein«, sagte sie ruhig. »Und dann werden wir noch gute – na, zehn Minuten haben, um dich fertig zu machen. Okay?«

»Okay. Was? Nein! Das ist nicht okay. Was soll das heißen, zehn Minuten?«

»Hör mal, Minty, das wird schon gehen, also bitte brich nicht in Panik aus – dazu ist es viel zu heiß.« Helen hat Recht. Das ist es. Viel zu heiß. Wir nähern uns der Siedetemperatur. Schon dreißig Grad. Und ich fürchte, ich werde jetzt wirklich bald in Panik ausbrechen, weil ich nicht genug Zeit habe und weil ich nicht heulend und mit knallrotem Kopf auftauchen möchte, während mir das Make-up das Gesicht herunterläuft.

Das werde ich nicht, das werde ich nicht, nein, nicht, und, o Gott, der Wagen wird in fünfundvierzig Minuten hier sein, und ich stehe immer noch in der Unterwäsche da, und ich habe mich noch nicht geschminkt, und das, obwohl zweihundertachtzig Menschen jeden Millimeter von mir anstarren werden, und ich weiß nicht, wo mein Brautkranz ist und mein Schleier, und meine Nägel sind immer noch nicht trocken, also kann ich mein Kleid nicht anziehen, ich habe hier völlig den Überblick verloren, und – AAAAAAAHHHH!!!! O Gott – schon wieder das Telefon! Das fehlte mir gerade noch.

»Ja!«, brüllte ich.

»Minty!« Es war Amber. Meine Kusine. Schön. Wunderschön, aber bestimmend. »Jetzt bleib mal ruhig, ja!«, bellte sie. »Nur die Ruhe!«

»Ich kann nicht«, erwiderte ich. »Ich habe meinen Brautkranz verloren, und ich habe mein Kleid noch nicht an, und ich weiß überhaupt nicht, wo mein Schleier ist, und es ist viel zu heiß, und Mum ist zur Kirche abgehauen, und es ist niemand hier, der mir hilft, und ich habe völlig den ÜBERBLICK verloren!«

»In Ordnung, jetzt mal schön tief atmen«, sagte sie. »Setz dich hin, Minty. Setz dich hin und atme gaaaanz tief. Genau so. Ein ... aus ... ein ... aus ... Und entspannen. Richtig. Fühlst du dich besser?«

»Ja«, sagte ich. Und das stimmte. »Viel besser. Fffffffffffffff. Wie geht es mit Charlies Rede voran?«, fragte ich, während ich auf meine Nägel pustete.

»Also, jetzt ist sie in Ordnung«, antwortete sie, »aber natürlich musste ich sie total umschreiben.«

»Warum?«

»Weil sie nichts taugte, deshalb. Er meinte: ›Hör mal, Liebling, es ist meine Rede, und ich hätte sie lieber in meinen eigenen Worten‹, aber ich hab ihm gesagt: ›Mach dich nicht lächerlich, Charlie, ich bin hier schließlich fürs Schreiben zuständig.« Das stimmt. Sie ist Schriftstellerin.

»Wenigstens sieht er gut aus«, fuhr sie fort, »man kann schließlich keinen Trauzeugen haben, der nach nichts aussieht. Nun gut, ich muss mich beeilen. Mach dir keine Sorgen, Minty. Und vergiss nicht«, fügte sie hinzu, »es ist dein Tag – es soll alles ganz genau so sein, wie du es willst.«

Nun, ich bekomme alles genau so, wie ich es will. Oder ich bekomme jedenfalls den, den ich will. Und das ist Dominic. Mein Liebster. Er ist genau das, was ich will. Warum? Nun, es ist einfach so. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. Richtig. Ein schneller Blick auf die Küchenuhr: noch vierzig Minuten. Ich habe schon versucht, mit einem Griff zu meinem Heiratshandbuch Fast verheiratet die aufkommende Panik zu unterdrücken, aber es hat nichts geholfen. Wo ist Dad? Oh, da ist er – steht bei der Clematis und genießt, was er eine »nahrhafte Zigarette« nennt. Wenigstens er ist fertig. Das ist doch schon mal was. Aber Männer haben es ja auch so einfach, nicht wahr? Ich meine, alles, was Dominic heute machen muss, ist, seinen Frack überzuziehen und »Ich will« zu sagen.

Okay, Nägel sind trocken. Jetzt die Farbe ins Gesicht. Nicht zu viel. Nur einen Hauch. Nicht übertreiben. Manche Bräute sehen schrecklich aus – tonnenweise Make-up und das Haar auf die Struktur eines Topfreinigers gesprayed. Ich werde mich mit einem raschen Strich Eyeliner ... Mascara – natürlich wasserfest, für den Fall, dass ich heule, was ich

sicher tun werde ... Lippenkonturen ... eine Andeutung von Lippenstift und ... ein wenig Puder auf Nase und Wangen begnügen. Voilà! Rasche Kontrolle im Spiegel und – ah! Da ist er. Wie dumm ich bin. Mein Brautkranz. Auf meinem Kopf. Okay – Kleid. Verdammt. Die furchtbaren Hakenverschlüsse. Kriege sie nicht auf. Hände zittern. Keine Nerven mehr. Total erschöpft. Kein Wunder, nachdem ich diese rauschende Hochzeitsparty doch ganz allein organisiert habe. Aber fairerweise muss man dazu sagen, dass Dad immer noch Vollzeit arbeitet und dass Mum in der letzten Zeit sehr viel zu tun hatte mit der Schonzeit für Dachse und der Kampagne zur Rettung des venezolanischen Trüffelschweins. Sie liebt Wohltätigkeitsveranstaltungen. Um ehrlich zu sein, ist sie süchtig danach, und das schon, solange ich denken kann. Und natürlich hätte ich niemals Dominic um Hilfe gebeten. Er hat viel zu viel Arbeit. Im Moment ist er wirklich irre erfolgreich. Macht richtig Kohle, Münzenmints. Minty Lane. Das werde ich in ungefähr anderthalb Stunden sein. Araminta Lane. Oder besser: Mrs. Dominic Lane. Das klingt ganz gut. Hätte viel schlimmer kommen können – Mrs. Dominic Sauertopf oder Mrs. Dominic Frosch. Nicht dass das auch nur den kleinsten Unterschied gemacht hätte – ich würde ihn trotzdem innig lieben, und ich würde ihn trotzdem heute heiraten. Richtig. Schuhe. Eins. Zwei. Satin. Sehr hübsch, aber ein wenig eng.

Wenigstens war mein Horoskop ganz gut. Sehr befriedigend. Sogar äußerst verheißungsvoll. »Waage«, schrieb Sheryl von Strumpfhosen, »Ihr Liebesleben nimmt an diesem Wochenende mit dem Eintritt der romantischen Venus in den Wendekreis des Löwen einen Aufschwung.« Es ist nicht so, dass ich Astrologie wirklich ernst nehme. Eigentlich ist das Ganze doch ein großer Quatsch, oder? Aber ich denke, mit ihrer Voraussage, der Samstag werde »gefühlbetont und sehr erleichternd« sein, »weil wichtige Grundlagen gelegt werden« liegt sie ohne Frage richtig. O Gott, diese verdammten Knöpfe!

»Minty«, das war Dad, der aus dem Garten hinaufrief, »brauchst du Hilfe?«

»Also ...«, ich konnte ja wohl schlecht meinen Vater bitten, mir ins Brautkleid zu helfen. Aber eigentlich ging es ja nur um die oberen Schichten, und ich war wirklich verzweifelt.

»Wo ist denn deine Mutter?«, fragte er, als er mir die Knöpfe zumachte. »Ist sie los, um irgendwo mit einer Sammelbüchse zu klappern? Heute ist Samstag, also muss es die Vereinigung für altersschwache Delfine sein, oder ist es der Verein für drogenabhängige spanische Esel?«

»Nein, sie ist zur Kirche gegangen. Danke, Dad.«

Dad macht immer Witze über Mums karitativen Tick, doch die Wahrheit ist, dass er das Ganze sehr problematisch findet. Er bekommt sie kaum mehr zu sehen und sagt, sie sei fast immer auf irgendwelchen Wohltätigkeitsveranstaltungen oder ähnlichen Ereignissen. Oder auf irgendwelchen Vorstandssitzungen. Er meint, er könne eben einfach nicht mit Mums Milliarden von wohltätigen Anlässen konkurrieren. Er findet, sie ist süchtig nach karitativer Betätigung. Doch sie denkt nicht daran, kürzer zu treten. Oder vielleicht erst, wenn er in ein paar Monaten in den Ruhestand geht. Aber zurzeit ist sie noch besessen davon, eine »rastlose Kämpferin« zu sein, wie sie es nennt. Allerdings sind ihre Methoden ein wenig ungewöhnlich. Ich meine, ihr kaltes Büfett zugunsten des Belgravia-Vereins für Bulimiekranken war wirklich nicht besonders geschmackvoll, ebenso wenig die

Cocktailparty, die sie für die Anonymen Alkoholiker organisierte. Auf den Einladungen stand: »Gesponsert von Johnny Walker«. Doch sie sagt immer fröhlich, der Zweck heilige die Mittel. Das ist ihre Antwort auf alles. Und natürlich sammelt sie wirklich eine Menge Geld. Manchmal tausende Pfund. Deshalb drücken die Leute auch schon einmal ein Auge zu. Wie auch immer, wegen ihrer karitativen Verpflichtungen hat sie die Organisation der Hochzeit fast völlig mir überlassen. Dad war so freundlich, sich der Rechnung anzunehmen, was unglaublich nett von ihm ist, denn sie ist enorm hoch.

Achtundzwanzigtausend Pfund. Also, ich will hier jetzt nicht irgendwie angeben, aber das ist mehr als doppelt so viel, wie eine durchschnittliche Hochzeit in London kostet.

»Du siehst wundervoll aus, Minty«, sagte Dad, der einen Schritt zurücktrat, um mich zu bewundern. »Und es wird ein unvergesslicher Tag werden.«

Er hat Recht, dachte ich bei mir. Die Leute werden noch Jahre später davon reden. Na ja, vielleicht Wochen später. Aber die Malones hängen sich hier wirklich aus dem Fenster. Das wollte jedenfalls Dominic so, wissen Sie. Eine »nette kleine« Londoner Hochzeit. Vielleicht ein wenig überkandidelt. So findet der Empfang zum Beispiel im Waldorf statt. Ein Essen für zweihundertachtzig Leute. Das ist eine Menge, oder? Also, ein Gutteil davon sind Dominics Kunden, um ehrlich zu sein. Ich kenne die Leute nicht, aber wenn ich seine Karriere befördern kann, indem ich zu meinem großen Tag dreiundneunzig Gäste einlade, die mir völlig fremd sind, dann macht mir das überhaupt nichts aus. Schließlich liebe ich Dom innigst.

Zum Beispiel dieses Kleid. Sehr schick und so, doch es war nicht meine erste Wahl. Als wir uns verlobten, sagte ich, ich würde gern ein auf antik gemachtes Spitzenkleid tragen, im Vic-Wardian-Stil, mit vielen Pailletten und Perlen und einer langen fließenden Schleppe. Aber Dom zog ein derartiges Gesicht, dass mir irgendwie die Begeisterung für diese Idee verging. Er meinte, moderne Hochzeitskleider seien am besten, und erklärte mir, dass man jetzt die von Neil Cunningham nähme, und da hätten auch Ffion Jenkins und Darcey Bussell ihre gekauft. Das hatte er bei Nigel Dempster gelesen. Oder war es im Tatler? Egal, jedenfalls ist das hier ein Neil-Cunningham-Kleid. Und es macht gar nichts, dass alle Leute immer wieder sagten: »Es ist dein Tag, Minty. Es soll alles ganz genau so sein, wie du es willst!«, denn obwohl es nicht genau das war, was ich wollte, begriff ich ziemlich schnell, dass Dom absolut Recht hatte – dieses Kleid sieht einfach toll aus! Ich hatte ja nur gemeint, das andere wäre mir lieber. Er hat einen ziemlich guten Geschmack, müssen Sie wissen. Einen viel besseren als ich. Und er liebt dieses Kleid. Er liebt es wirklich, und ja, ja, ich weiß, was Sie jetzt denken. Sie denken, dass es Unglück bringt, wenn der Bräutigam das Kleid seiner Braut vor dem großen Tag zu sehen bekommt. Aber er hat es ja gar nicht gesehen. Er bat nur darum, ein Bild davon sehen zu dürfen, und natürlich war ich einverstanden, denn ich würde ja nicht gern etwas tragen wollen, das ihm nicht gefällt. Denn das Einzige, was ich will, das, was ich wirklich will, ist, dass Dominic glücklich ist.

Und das wird es zu essen geben: einen dreifarbigem Salat mit Strauchtomaten, gefolgt von in der Pfanne gebratenem Schwertfisch mit einem Riesling-Gateau und Erdbeertörtchen zum Nachtisch, dazu einen See aus Laurent-Perrier. Also, diese Kleinigkeit macht allein schon achtzehn Riesen aus, und dann kostet mein Kleid

zweieinhalbtausend, Helens Brautjungferkleid einen weiteren Tausender, und zusammen mit den Hochzeitsankündigungen, den Einladungen, dem Mieten des Autos, der Kirche, dem Geld für den Organisten, den Kleidern für die Abendeinladungen, Ring, Hochzeitsreise und Fotograf (Fotografien und Video) kommt man auf achtundzwanzigtausendsechshundertzweiunddreißig Pfund und zweiundsiebzig Pence inklusive Mehrwertsteuer.

Ah – da ist mein Schleier. Oben auf dem Schrank. Mmmm ... sieht hübsch aus. Der Unterrock kratzt ein wenig. Ja, es wird ein Riesending werden, mit Streichtrio und allem. Mum wollte während des Empfangs eine Tombola für die Gesellschaft zum Schutz der Igel veranstalten, doch ich konnte ihr klar machen, dass das wohl nicht sehr passend wäre. Jedenfalls wird es eine große Hochzeit, obwohl ich auch mit etwas viel Kleinerem zufrieden gewesen wäre, mit nicht mehr als hundert Gästen. Also, um ehrlich zu sein, fünfzig wären auch in Ordnung gewesen. Oder vierzig. Oder dreißig. Oder zwanzig. Und ich kann gut verstehen, warum sich manche Leute für eine Strandzeremonie auf Bali oder eine superbillige standesamtliche Hochzeit entscheiden. Aber Dominic meinte, wir sollten die Sache richtig machen und uns etwas wirklich Teures leisten. Und das machen wir jetzt. Er meinte, wir würden vielleicht sogar in der Kolumne »Jennifers Tagebuch« erwähnt werden, also habe ich bei Harpers & Queen angerufen. Die Leute dort waren sehr höflich und meinten, es würde in der Tat nach einem großen Ereignis klingen, aber irgendwie glaube ich nicht, dass sie heute kommen werden. Aber auf jeden Fall kann ich Dom sagen, dass ich es versucht habe.

Ich nehme viele Dinge recht gelassen. Ganz anders als Dominic. Er ist viel ehrgeiziger als ich. So hat er mich zum Beispiel überredet, jede Menge Leute von meiner Arbeit einzuladen, weil das unter Umständen meiner Karriere förderlich sein könnte.

»Professioneller Smalltalk ist unglaublich wichtig, Minty«, sagte er, als wir eines Abends im Le Caprice saßen.

»Ich bin mir da nicht so sicher«, entgegnete ich und drehte meine Gabel in der Hand.

»Doch, das ist er«, sagte er, »Smalltalk ölt das Getriebe.«

»Nein, ich glaube, es zählt mehr, sich auf seine vier Buchstaben zu setzen und sein Bestes zu geben.«

»O Liebling«, sagte Dominic mit einem mitleidigen Lächeln, »wenn du diese dumme Einstellung nicht ablegst, wirst du niemals Radiomoderatorin werden.«

»Nicht?«

»Nein, du wirst einfach weiterhin Redakteurin sein. Ehrlich, Minty, du bist wirklich ein Schaf – du solltest deinen Chefs um den Bart gehen, wann immer du kannst.«

»Sollte ich das?«

»Ja«, sagte er bestimmt, »das solltest du.«

Wie Sie sehen, entwickelt Dom auch für mich Ehrgeiz. Das finde ich nett. Es ist ihm sehr wichtig, dass ich bei London FM, dem Radiosender, bei dem ich arbeite, gut vorankomme. Er findet auch, es sei an der Zeit, dass ich mal befördert werde, denn schließlich arbeite ich schon über drei Jahre dort. Und ich versuche immer wieder, ihm zu erklären, dass das so nicht läuft. Es gibt keinen einfachen Aufstieg von der Redakteurin zur Moderatorin. Man muss unglaubliches Glück haben, damit das passiert, oder man

muss unglaublich gute Connections haben, so wie unsere »Star«-Moderatorin Melinda. Dom findet, ich müsste die Ellbogen mehr ausfahren, und obwohl ich nicht seiner Meinung bin – um ehrlich zu sein, bin ich sehr mit dem zufrieden, was ich habe –, gefällt mir, dass er sich so für meine Karriere interessiert. Denn wissen Sie, das kenne ich von zu Hause nicht. Ich meine, verstehen Sie mich nicht falsch, meine Eltern sind wirklich prima. Aber sie interessieren sich nicht so sehr für das, was ich mache. Das war eigentlich stets so. Mum hat sich schon immer hauptsächlich auf ihre Wohltätigkeitsveranstaltungen konzentriert, und Dad hatte so unglaublich viel zu tun. Er arbeitet immer sehr lange, denn er hat eine eigene Steuerberaterfirma. Und mein Bruder Robert lebt seit vier Jahren in Australien. Also ist niemand da, der sich für das, was ich mache, interessiert. Aber Dominic ist da anders. Er kümmert sich darum, und das finde ich nett. Ich denke, er gibt mir ein Gefühl der Sicherheit. Nicht nur, weil er erfolgreich ist – und das ist er –, sondern weil er ein Organisationstalent ist. Er legt gern den Terminplan fest, und er übernimmt die Verantwortung. Das macht mir nichts mehr aus, denn ich habe mich daran gewöhnt. Meistens mache ich einfach mit, was er machen möchte. Ich nehme an, dass ich mich ihm angepasst habe. Dom hat einen äußerst angenehmen Lebensstil, so gehen wir zum Beispiel viel auswärts essen. Er besucht gern teure Lokale wie das Ivy oder das Bluebird Café. Das macht Spaß, und warum auch nicht? Er hat das Geld, und das ist nett. Außerdem hat er immer irgendwelche Überraschungen für mich parat – wie dieses wunderbare dreitägige Cricket-Match im Oval und ein großartiges Golfwochenende in Gleneagles. Also, ich selbst spiele natürlich nicht. Oder das Angeln. Wir gehen wirklich viel angeln. Also, er angelt, und ich sitze auf der Bank und lese Bücher. Ich genieße das. Mit Dominic erlebt man viele solcher netten Überraschungen. Er weiß auch immer genau, was er will. Das weiß er ganz genau. Und von Anfang an schien er mich zu wollen. Das erstaunte mich ein wenig, denn er ist ein sehr attraktiver und erfolgreicher Typ. Ich meine, er hätte jede haben können. Aber er hat mich gewählt, und natürlich fand ich das sehr, sehr schmeichelhaft.

Und noch etwas ist gut an Dom: Er ist äußerst praktisch veranlagt, was mir ein Gefühl der Sicherheit gibt. So schlug er zum Beispiel vor, eine Hochzeitsversicherung abzuschließen, für den Fall, dass etwas schief ginge. Also hat er Dad eine Police von Paramutual verkauft, die mögliche Katastrophen abdeckt, zum Beispiel wenn mein Kleid nicht rechtzeitig fertig wird oder wenn das Waldorf abbrennt oder wenn es auf der Themse eine Springflut gibt. Er hielt es für wichtig, dass wir an unserem großen Tag völlig entspannt sein könnten. Und er hat Recht. Wussten Sie, dass es sogar Versicherungen gibt, die Jungverheiratete absichern für den Fall, dass ihr neues Zuhause ausgeraubt wird, während sie auf der Hochzeitsreise sind? Das hielten wir für nicht notwendig, denn wir werden nicht lange fort sein, weil Dominic im Moment so furchtbar viel zu tun hat. Also, unter uns gesagt, ich hätte ja zwei Wochen in der Karibik toll gefunden, auf Nevis vielleicht oder auf Necker. Oder zehn Tage Venedig – das wäre wunderbar gewesen. Aber das können wir nicht machen, weil Dom nirgendwohin fliegt. Er findet, dass das Risiko zu groß ist, bei unseren überlasteten Flughäfen, und durch seine Arbeit – Versicherungswesen, oder das »Risk-Biz«, wie er es gern nennt – ist er wirklich auf dem neuesten Stand, was die Unglücks- und Todesopfer-Raten aller großen Fluglinien angeht.

Also fahren wir mit dem Eurostar für vier Tage nach Paris. Das wird toll werden. Es macht mir auch nichts aus, dass ich schon elfmal in Paris war, denn erstens ist es eine wunderschöne Stadt, und zweitens nehme ich gern Rücksicht auf Dominics Flugangst. Er kann ja nichts dafür. Wissen Sie, er neigt dazu, sich Dinge vorzustellen, die schief gehen könnten. Und er hat ja Recht. Es können im Leben so viele unerwartete Katastrophen geschehen, dass es immer gut ist, vorbereitet zu sein. Deshalb hat er mich auch überredet, einen umfassenden vorehelichen Vertrag zu unterschreiben, als wir uns verlobten. Ich mache ihm da keinen Vorwurf. Er hat schließlich viel zu verlieren. Und natürlich haben wir eine Reiseversicherung für Paris abgeschlossen. Just in case – nur für den Fall.

Das ist übrigens mein heimlicher Spitzname für ihn: »Justin Case«. Aber das habe ich ihm nicht erzählt, denn ich glaube nicht, dass er das witzig finden würde. Anfangs habe ich ein paar Mal versucht, ihn ein wenig aufzuziehen, aber das mochte er offenkundig nicht, und ich habe bald gelernt, es nicht noch einmal zu tun! Aber er ist wirklich erste Klasse, wenn es ums Geschäft geht. Er kann zaubern. So haben wir uns kennen gelernt. Er rief eines Tages aus heiterem Himmel an und sagte, er sei ein Freund eines Freundes eines Freundes (ich kann mich immer noch nicht erinnern, welcher Freund das eigentlich gewesen sein soll), und er sagte, es gäbe etwas sehr Wichtiges, das er mit mir besprechen müsse. Am Telefon wollte er nicht sagen, um was es sich handelte, doch es klang wirklich bedeutend, und er hatte so eine nette Stimme, und er war so freundlich, und ehe ich mich noch besinnen konnte, hatte ich einem Treffen mit ihm zugestimmt. Hauptsächlich aus Neugier. Er erbot sich, in meine Wohnung in Primrose Hill zu kommen. Es klingelte, und in der Tür stand dieser unglaublich attraktive Mann. Er sah so gut aus, dass ich fast in Ohnmacht fiel! Er war groß und blond – nicht dieses weichliche Weißblond, sondern ein tiefes, sonnenverbranntes sandiges Blond, als sei er gerade durch die Sahara gewandert. Und seine Augen waren von diesem verblüffenden Blau. Wie das Blau von Saphiren aus Sri Lanka. Da stand er, streckte mir seine Hand entgegen und lächelte mich an – nebenbei bemerkt, hat er auch sehr schöne Zähne. Also bat ich ihn herein und machte ihm einen Kaffee, während er mich allerlei fragte – wann ich geboren sei, wie es um meine Gesundheit so stünde, ob ich rauchte oder nicht, ob ich AIDS hätte oder nicht – und ein paar sehr schmeichelhafte Bemerkungen über meine Inneneinrichtung machte – bald darauf gestand er übrigens ein, dass er sie von Anfang an nicht mochte. Dann holte er seinen Laptop und einen Stapel Grafiken und Statistiken hervor und schaute mich mit einem sehr ernsthaften und bedeutungsvollen Blick an, der mir bis ins Mark ging.

»Also, Minty, hier sind Sie. Hier. 1970«, sagte er und zeigte auf die linke Seite der Grafik, »Sie sind gerade geboren worden, okay?« Ich nickte. Ich bin wirklich 1970 geboren. Dann zeigte er ganz nach rechts auf die Grafik. »Und hier sind Sie wieder, Minty. Im Jahr 2050. Und Sie sind tot.«

»Oh. Hm, ja. Wahrscheinlich.«

»Also, Minty«, fuhr er fort und fixierte mich mit einem durchdringenden Blick, »was werden Sie dagegen tun?«

»Dagegen tun? Nun, ich glaube nicht, dass ich wirklich viel dagegen tun kann.«

»O doch, das können Sie, Minty«, sagte er mit einem fanatischen Funkeln in den Augen, »Sie können viel dagegen tun. Sie können sich – und Ihre Lieben – davor schützen.«

Und dann fiel bei mir endlich der Groschen. Ich weiß nicht, warum es so lange gedauert hatte, aber ich nehme mal an, dass seine souveräne Art und sein gutes Aussehen mich abgelenkt hatten.

»Sie sind ein Versicherungsvertreter«, sagte ich und musste lachen.

Aber er lachte nicht. Er kochte vor Wut.

»Ich bin ein UFB, um genau zu sein«, verbesserte er mich, »ein Unabhängiger Finanzberater. Und es geht hier nicht um Versicherung, Minty, es geht um Absicherung.«

»Oh, Entschuldigung«, sagte ich.

»Also, Minty, ich denke wirklich, dass meine Hilfe Ihnen hier von Nutzen sein könnte«, fuhr er mit einem gütigen Lächeln fort. Ich weiß nicht, ob es seine überzeugende Persönlichkeit, die Art und Weise, in der er meinen Vornamen gebrauchte, der berauschte Geruch seines Aftershaves oder sein unwiderstehlicher Charme war – jedenfalls, ehe ich noch genau wusste, wie mir geschah, hatte ich auf einigen gestrichelten Linien unterzeichnet und mich so lebenslang der Versicherungsgesellschaft Furchtbare Katastrophen und dem Fond Riesenhafte Renten verschrieben sowie eine Unfall- und Sterbeversicherung für irische Witwen beantragt. Und jetzt, nur achtzehn Monate später, gehe ich wieder eine lebenslange Verbindung, diesmal mit ihm, ein, und ich könnte wirklich nicht glücklicher sein. Ich meine, zwischen Dominic und mir hat es nach dieser ersten Begegnung einfach gefunkt. Es hat wirklich gefunkt.

Wie gesagt, ich finde ihn unglaublich attraktiv. Wissen Sie, ich hatte schon immer diese heimliche Vorliebe für blonde Männer. Manche Frauen stehen ja überhaupt nicht auf sie, aber ich mochte sie schon immer. Erst einmal sind sie außergewöhnlich, und dann sehen sie so völlig anders aus als ich. Ich wirke ein wenig südländisch mit meinem langen, wallenden, dunklen Haar und den Augen in der Farbe von Espresso. Dominic ist genau das Gegenteil. Er ist so hell. So britisch. Ich werde Ihnen sagen, wem er ähnlich sieht: Ashley in Vom Winde verweht. Äußerliche Anziehung ist doch so wichtig, nicht wahr?

Und natürlich passen wir sehr gut zusammen. Also, inzwischen jedenfalls. Am Anfang war das nicht so, das würde ich rundheraus zugeben. Wie gesagt, er geht gern angeln – ich hasse es eigentlich. Er spielt viel Cricket – ich langweile mich dabei zu Tode. Er liebt es, einkaufen zu gehen, vor allem Kleidung – ehrlich gesagt, das ist nicht so mein Ding. Er interessiert sich kein bisschen für Galerien und Theater, während ich furchtbar gern zu Ausstellungen und Aufführungen gehe. Und Filme. Ich liebe Filme. Ich habe ziemlich viel gesehen. Ich bin auch viel gereist, während Dom Angst vorm Fliegen hat und bisher kaum einen Fuß außerhalb der Britischen Inseln gesetzt hat. Also, um die Wahrheit zu sagen, anfangs sah es wirklich nicht gut aus. Aber inzwischen ist alles ganz anders. Wir passen unglaublich gut zusammen, denn ich habe gelernt, all das zu mögen, was er mag! Also gehe ich mit und schaue ihm beim Fliegenfischen zu, beobachte ihn beim Cricketspielen und sitze gern dabei und schaue mit ihm Eurosport, es sei denn, es ist Billard oder Darts. Und wenn es eine interessante Dokumentation oder ein erstklassiges Theaterstück im Fernsehen gibt, nun, dann kann ich mir das immer noch oben auf seinem kleinen

Schwarzweißgerät anschauen. So kommen wir gut miteinander aus. Schließlich weiß ich, dass wir gut zusammenpassen, denn wir haben einen Fragebogen dazu ausgefüllt – und wir haben bestanden! Ich habe meine früheren Interessen ja auch nicht einfach aufgegeben. Ich meine, ich gehe immer noch manchmal ins Theater oder in die Tate Gallery, aber ich gehe mit meinen Freundinnen, denn natürlich würde ich Dominic niemals dazu bringen können, etwas zu tun, was er nicht will.

Ich weiß, was Sie jetzt denken. Sie meinen, ich sollte nicht so viel nachgeben. Ich weiß, was Sie damit meinen. Aber das sind alles nur Nebensächlichkeiten für mich, und jede Beziehung muss ein Wechsel von Geben und Nehmen sein. Ich achte einfach darauf, den Blick für den großen Zusammenhang nicht zu verlieren, und der ist nun einmal, dass ich Dom liebe. Also sind das alles nur kleine Opfer, die ich bringe. Ich hasse es, wegen irgendetwas einen Aufstand zu machen. Ich bin sehr nett. Das sagen alle über mich. Das haben sie schon immer gesagt. Ich verabscheue Konfrontationen jeder Art. Ich kann einfach nicht damit umgehen. Also bin ich, wenn es um Kleinigkeiten geht, nur zu gern bereit nachzugeben. Und was Dominics Weigerung zu reisen angeht, so sehe ich das ganz gelassen, denn ich bin schon viel unterwegs gewesen. Jedenfalls finde ich Ferien in England oder Wales auch ganz nett. Ich meine, es ist ja schön und gut, sich in Malaysia oder auf Mauritius, am Mittelmeer oder auf Martinique, in Venezuela oder Venedig, auf den Kayman-Inseln, in Kenia oder Hongkong herumzutreiben, aber überlegen Sie doch mal, was Sie alles bei sich zu Hause verpassen! Dominic und ich haben ein paar wunderschöne Wochenenden in Norfolk verbracht. Und in Schottland. Und im Lake District. Da waren wir sogar zweimal. Auf jeden Fall sollte man es versuchen und dann auch zufrieden sein. Und das bin ich. Ich bin sehr glücklich mit meinem Los, vielen Dank. Man muss sich schließlich einmal entscheiden, wen man wirklich will. Mit wem man zusammen sein will. Und wie die Dinge liegen, will ich mit Dominic zusammen sein. Weil ich ihn anbete. Absolut. Er ist der Richtige. Nichts macht mich glücklicher, als bei ihm zu sein und etwas für ihn zu kochen. Obwohl ich ihm gern zustimme, dass ich eine ziemlich schlechte Köchin bin. Ich meine, die gebratenen Hühnchen, die ich mache, tranchiert man nicht, sondern man muss sie mehr auseinander reißen. Aber ich werde einen Kurs belegen und lernen, wie man das alles richtig macht, denn ich bin wirklich ganz verrückt nach Dominic.

Also, wo wir gerade davon sprechen, ich würde natürlich lügen, wenn ich sagte, dass ich alles an ihm mag – das ist ja auch gar nicht möglich. Niemand mag alles an seinem Partner, oder? Unter uns gesagt, mag ich seine Art nicht, auf Partys anderen Leuten Versicherungen zu verkaufen. Ich finde das wirklich ein wenig peinlich. Was ich ihm gegenüber selbstverständlich nie erwähnen würde. Außerdem finde ich, er sollte die Leute nicht immer gleich alle beim Vornamen nennen. Und dass er immer, sogar wenn es bedeckt ist, eine Sonnenbrille aufhat, nervt mich auch ein wenig. Das Witzige daran ist, wenn es heiß und sonnig ist, trägt er sie auf dem Kopf! Sein tiefer gelegtes rotes japanisches Cabrio gefällt mir auch nicht sonderlich – das ist überhaupt nicht meine Sorte Auto. Um ehrlich zu sein, komme ich mir darin ziemlich idiotisch vor, und in Sachen Benzin ist es sicher nicht gerade umweltfreundlich, was Mum in Rage bringt, denn sie organisiert Geld für die Freunde des Planeten. Was mich auch stört, ist, wie er mit den

Fingern nach Kellnern schnippt und in der Luft herumkritzelt, wenn er die Rechnung bestellen will. Und es deprimiert mich wirklich, wenn er immer und immer wieder über seine großen Tage auf dem Uppingham College redet. Das ist so unnötig, und ich meine, das ist doch keine große Sache, oder? Eines Tages wird einer kommen und sagen: »Oh, wirklich? Wissen Sie, ich war auch da. In welchem Haus waren Sie denn?«, und dann wird er ganz schön blöd dastehen. Bisher hatte er Glück. Natürlich sage ich nichts dazu und versuche nur so schnell ich kann das Thema zu wechseln. Ich für meinen Teil kann wirklich nicht verstehen, was so schlimm daran ist zuzugeben, dass er auf die Sutton Coldfield Secondary Modern gegangen ist. Aber aus irgendeinem Grund scheint er sich dafür zu schämen.

Noch etwas: So gut wie nie erwähnt er seinen Vater. Er hat ihn nicht einmal zur Hochzeit eingeladen, was ich furchtbar finde. Aber was soll ich machen? Dominic ist der festen Überzeugung, es würde seine Mutter verärgern, wenn er käme. Ich glaube, der wahre Grund ist, dass sein Vater Mechaniker ist. Dagegen gibt es aber doch gar nichts einzuwenden. Es ist vollkommen in Ordnung, Mechaniker zu sein. Aber Dom scheint das nicht so zu sehen. Wann immer ich ihn nach seinem Vater frage oder vorschlage, ihn doch mal zu besuchen, dann redet er einfach von etwas anderem, und ich finde, das ist schlimm. Dom ist viel enger mit seiner Mutter, Madge, verbunden. Er himmelt sie an, um genau zu sein. Es heißt »Mummy hier« und »Mummy da«, was richtig süß ist, irgendwie. Jedenfalls denke ich, es ist großartig, einen Mann zu heiraten, der solch eine starke Beziehung zu seiner Mutter hat. Für sie ist er natürlich ihr Ein und Alles. Sie ist schrecklich stolz auf das, was er erreicht hat, und er war sehr großzügig ihr gegenüber. Hat ihr nach ihrer Scheidung ein Haus in Solihull gekauft. Er ist ihr ergeben. Und sie würde niemals verraten, dass er in Wirklichkeit gar nicht Dominic heißt, sondern Neil. Das habe ich zufällig vor ein paar Wochen herausgefunden, als mein Blick auf seinen Führerschein fiel. Ich war ziemlich erstaunt und sprach ihn darauf an. Er gestand mir, der Grund sei gewesen, dass er, als er vor fünfzehn Jahren nach London kam, das Gefühl gehabt habe, Neil sei nicht der richtige Name für ihn. Um ehrlich zu sein, finde ich auch, dass Neil ein ziemlich scheußlicher Name ist, und ich mache ihm keinen Vorwurf, dass er ihn geändert hat. Ich meine, ich kann nichts dazu sagen, denn Minty ist ja auch nicht mein richtiger Name. Oder zumindest ist es nur mein zweiter. Ich bin nach meinen beiden Großmüttern getauft worden, Irene Araminta, doch vom ersten Tag an wurde ich immer Minty genannt. Aber Dominic wollte einfach Dominic sein, weil er fand, dass das den richtigen Klang habe.

Also, wie Sie sehen, hat er auch seine kleinen Schwachstellen, seine Problemzonen und seine kleinen Sünden, und ich bin dem gegenüber nicht blind. Ich sehe das alles. Klar und deutlich. Aber das ändert nichts an meinen Gefühlen für ihn, denn a) liebe ich ihn, und b) verstehe ich ihn. Ich bin keine Psychologin, aber ich habe ihn unter die Lupe genommen. Und wenn man weiß, woher jemand kommt, dann kann man seine kleinen Schwächen übersehen, denn verstehen heißt vergeben.

Tatsache ist nämlich, dass Dominic trotz seines selbstbewussten Auftretens sehr unsicher ist. Das betrifft vor allem seine Herkunft. Er möchte das Gefühl haben, seine wenig versprechenden Ursprünge ausradiert zu haben, obwohl ich es besser fände, er

würde offen darüber reden und stolz darauf sein, dass er es aus einer Sozialwohnung so weit gebracht hat. Doch das scheint ihn zu quälen, obwohl ich wirklich nicht weiß, warum. Ich dachte immer, heutzutage würde man sich darum reißen, aus der Arbeiterklasse zu kommen, aber seine Mutter meint, er sei schon immer sehr »ehrgeizig« gewesen. Das waren ihre Worte. Immer darauf bedacht, »sich selbst zu verbessern«, wie man so schön sagt. Deshalb sind Designerlabels so wichtig für ihn, genau wie an den »richtigen« Orten gesehen zu werden und die »richtigen« Dinge zu sagen. Das ist auch der Grund, warum er so hinter Büchern über Etikette her ist. So findet man auf seiner Gästetoilette zum Beispiel das Handbuch für Yuppies, Jilly Coopers Klasse, Der gelungene Abend und Gutes Benehmen in jeder Lebenslage, denn er ist wirklich darauf bedacht, alles richtig zu machen. Er verdient ja auch ziemlich viel Geld. Das meiste kommt aus verwalteten Geldern. Er hat ungeheuer viele Rentenversicherungen verkauft, und er geht zu vielen Veranstaltungen der Versicherungsgesellschaften, deren Produkte er an den Mann bringt – sie laden ihn nach Ascot und Henley und all dem ein, und er möchte da unter keinen Umständen unangenehm auffallen. Das ist doch nur natürlich, oder? Nun, die Sache ist die, dass ich Dominic liebe. Das tue ich wirklich. Ich liebe ihn für das, was er ist, und für das, was er erreicht hat, und für die Tatsache, dass er so hart gearbeitet und es so weit gebracht hat. Ich bewundere ihn umso mehr, als er nicht mit einem silbernen Löffel im Mund geboren wurde und auch nicht den Vorteil hatte, von seiner Großmutter Geld zu erben wie ich, so kam ich nämlich dazu, mir eine Wohnung kaufen zu können. Dominic musste sich das alles selbst erarbeiten. Und er hat es geschafft, davor habe ich wirklich Respekt. Doch ich wünschte, er hätte etwas mehr Selbstvertrauen. Ich hoffe, dass das etwas ist, das ihm die Ehe geben wird.

Also ermutige ich ihn, wo ich kann, und kritisiere ihn niemals – auch nicht, wenn ich das gern täte, was aber nicht der Fall ist –, denn a) hat er alle Freundinnen, die ihn auf irgendeine Weise kritisierten, immer sofort fallen gelassen, und b) bin ich selbst ja auch nicht perfekt. Ganz im Gegenteil, um genau zu sein – eine Tatsache, auf die er gern hinweist. Schließlich rede ich hier mit Ihnen über all die kleinen Schwächen von Dominic, wo ich doch selbst jede Menge davon habe. Zum Beispiel findet Dom, dass ich zu viel rede. Das hat er schon immer gesagt – von Anfang an. Ich fand das zunächst ein wenig seltsam, denn das hat noch nie jemand behauptet, doch ich denke, ich habe es vermutlich nur nie bemerkt. Dom mag es nicht, wenn ich versuche, Gespräche zu führen, die seiner Meinung nach zu »ernsthaft« sind, denn er findet, das sei langweilig und alles andere als Der gelungene Abend. Er hat irgendwo gelesen, kluge Menschen würden nicht über ernsthafte Themen reden. Sie sprechen am liebsten über »amüsante« Dinge. Schon mal gar nicht über Politik. Oder König Lear. Oder Camille Paglia. So muss ich mir oft auf die Zunge beißen, um sicherzugehen, dass ich nicht etwas Interessantes sage und ihn damit verärgere. Denn er wird ziemlich ärgerlich. Na ja, sehr ärgerlich, um ehrlich zu sein.

Mein Geschmack in Sachen Kleidung ist auch nicht besonders, aber glücklicherweise hat Dominic ihn wirklich verbessert. Er selbst sieht immer aus wie aus dem Ei gepellt. Das gefällt mir, denn Männer verwenden heutzutage doch nicht mehr viel Mühe auf diese Dinge. Jedenfalls hatte mir vorher noch keiner gesagt, dass ich in diesen Dingen etwas Rat gebrauchen könnte. Er sagte, ich sähe aus wie eine »Langzeitstudentin«. Und er

hatte Recht. So war es. Das habe ich wahrscheinlich von Mum übernommen. Sie bevorzugt den Bloomsbury-Look, ihre Sachen sind lang und fließend und ein wenig »künstlerisch« angehaucht, natürlich alles aus Wohltätigkeitsgeschäften. Dom sagte, er würde mich niemals so rumlaufen lassen. Nun, er liebt Kleidung, die gut geschnitten ist, teuer aussieht und »elegant« ist. Gucci zum Beispiel. Das ist ein wenig hart bei so einem kleinen Gehalt, wie ich es habe, wenngleich ich wenigstens keine Miete zu zahlen brauche. Und so fand ich, als ich anfang, mit ihm auszugehen, heraus, dass es viele Dinge gab, die ich nicht tragen konnte. Er nannte sie meine »Albträume«. Das erstaunte mich ein wenig, denn keiner meiner früheren Freunde hatte sie jemals als solche empfunden. Jedenfalls sagte Dom, ich solle das alles wegschmeißen, aber ich weigerte mich und packte die Sachen stattdessen in Schachteln unter mein Bett.

Er kauft mir laufend etwas, meist Kleidung. Er liebt es, Kleider für mich zu kaufen. Also ehrlich gesagt war mir das zunächst ein wenig peinlich, tja, es war mir wirklich unangenehm. Ich war mir ganz und gar nicht sicher, ob das in Ordnung sei, aber Madge sagte, ich solle ihn nur machen lassen – er wolle es und er könne es sich leisten. Also mache ich mit. Auch wenn ich es nicht so toll finde, den größten Teil des Samstags bei Harvey Nichols zu verbringen, und auch wenn ich das, was er aussucht, nicht für so umwerfend halte. Ich meine, kürzlich hat er mir eine Tasche von Hermès gekauft. Ich weiß – unglaublich teuer! Er sagte, er wolle einfach, dass ich eine hätte. Und natürlich habe ich ihn umarmt und beteuert, wie wahnsinnig begeistert ich wäre und wie großzügig er doch sei – was er wirklich ist, dass Sie mich da nicht falsch verstehen. Er ist sehr großzügig. Aber, offen gesagt, ich mag sie nicht – doch das hätte ich selbstverständlich niemals zugegeben. Und natürlich benutze ich sie ständig. Andererseits, wenn ich ihm etwas schenke, was er nicht mag, muss ich es in den Laden zurücktragen. Ich denke, ich habe mich inzwischen irgendwie daran gewöhnt. Ich möchte wirklich, dass Dominic zufrieden ist – das macht das Leben doch so viel einfacher, nicht wahr?

So war ich schon immer. Ich habe schon immer gern die Dinge geglättet, um Streit und Konflikte zu vermeiden, und um alles einfach ... nett zu machen. Das ist es doch, was alle über mich sagen: »Minty ist so nett!« Das ist doch nett, oder? Dass sie alle denken, dass ich nett bin. Und weil es mir gefällt, nett zu sein, bin ich Dominic gegenüber immer nachsichtig, denn ich kenne ihn so gut, und man muss schließlich jeden Menschen so akzeptieren, wie er ist. Das sagt jedenfalls Dominic. Man kann die Leute doch nicht verändern, oder? Vor allem, wenn sie wie er fünfunddreißig sind und ...

O Gott, ich schwadroniere hier herum, wie Dominic sagen würde, langweile Sie zu Tode, und jetzt schauen Sie mal auf die Uhr: Viertel nach zehn! Gott, Gott, Gott. Vielleicht sollte ich beten. Um ehrlich zu sein, fürchte ich mich ziemlich. »Bis dass der Tod euch scheidet« und all das. »Solange Sie beide leben.« Diese Furcht einflößende Entscheidung, die wir füreinander treffen werden. Die Tatsache, dass ich Mrs. Dominic Lane werde und – oh, Gott sei Dank, Gott sei Dank, Helen ist zurück. Schon nach fünfzehn Minuten rauschten wir ab zur Kirche. Helen kontrollierte meine fünfunddreißig Haken und Ösen, mein Make-up und meine Haare, ich half ihr bei ihrem Kleid, dann riefen wir Dad und sprangen in den Bentley, der seit einer halben Stunde wartete. Wir saßen alle hinten, ich hatte Helens Bukett aus weißen Anemonen und pinkfarbenen Rosen auf dem Schoß. Es

war nicht eines dieser steifen, mit Draht durchzogenen Dinger, die, wie ich finde, genauso gut auf einem Sarg liegen könnten, es war einfach nett und locker gebunden, als hätte sie die Blumen eben im Garten gepflückt. Tatsächlich waren sie in Holland im Gewächshaus gezogen und dann über Nacht eingeflogen worden, und sie hatte sie um drei Uhr an diesem Morgen auf dem Großmarkt gekauft. Helen ist genial, was Blumen angeht. Es ist, als würde sie sie einfach so zusammenstecken, ohne darüber nachzudenken oder etwas zu planen, und ihre Arrangements haben die wie zufällig hingeworfene Schönheit holländischer Blumengemälde.

Wie auch immer, Helen, Dad und ich plauderten nervös miteinander, als wir Primrose Hill in der bleiernen Hitze eines späten Vormittags im Hochsommer verließen. Der achtundzwanzigste Juli, ein Datum, von dem ich wusste, dass ich es mein ganzes Leben lang nicht vergessen würde, so, wie ich mein Geburtsdatum nicht vergesse. Ich war froh, Helen bei mir zu haben. Ich kenne sie seit zwölf Jahren – seit Edinburgh –, und wir sind seither in recht engem Kontakt geblieben. Sie studierte Wirtschaftswissenschaften und ging dann zur Metrobank, wo sie unglaublich erfolgreich war. Doch vor drei Jahren gab es eine dieser Megafusionen, und sie wurde überflüssig, und so benutzte sie ihre Abfindung, um sich einen lang gehegten Traum zu erfüllen: Der Laden heißt Floribunda und ist in Covent Garden, wo Helen auch wohnt. Er ist so winzig – absolut mini, wirklich –, dass man sich kaum umdrehen kann, aus Angst, man würde Eimer mit Phlox und Fingerhut zu Fall bringen. Doch sie ist wirklich gefragt – vor ein paar Tagen kriegte sie einen Anruf von Jerry Hall. Und das Nette an Helen ist, dass ihr Erfolg sie überhaupt nicht verdorben hat. Ihr Brautjungferkleid sah wunderschön aus: eisblau, auch von Neil Cunningham, und so gemacht, dass es mit meinem harmoniert. Sie hatte ihr Haar, das aussieht wie blasse apricotfarbene Seide, zu einem schlichten Knoten gebunden, der mit zwei pinkfarbenen Rosenknospen geschmückt war. Aber obwohl sie großartig aussah, hätte ich doch gern ein paar kleine Brautjungfern gehabt, so eine Montessori-Schule von zarten Mädchen, die vor mir Richtung Altar stolpern. Aber ich kenne keine Kinder im richtigen Alter. Sicherlich könnte jemand ein Vermögen damit verdienen, solche Mädchen zu vermieten. Wie dem auch sei, ich wollte auch jemanden haben, der mich unterstützte – schließlich hatte Dominic ja Charlie –, und so bat ich Helen, meine Brautjungfer zu werden.

Während wir durch Camden fahren, an Euston Station und am Russell Square vorbei, fühlte ich mich wie die Queen. Der Wagen glänzte in vornehmem Schwarz, und die beiden weißen Bänder flatterten steif auf der Motorhaube, als wir durch die heißen, bevölkerten Straßen glitten. Die Leute schauten und grinsten, und manche winkten sogar. Dann fahren wir den Kingsway hinunter und kamen an dem großen Torbogen zum Bush House vorbei, bogen nach links ab, an den St. Clement Danes vorbei in die Fleet Street. Da waren die Gerichtsgebäude, das alte Haus des Daily Express und das Prêt à Manger, und ich dachte glücklich: Ich bin Prêt à Marrier!

Ich konnte die Glocken schlagen hören – ich meine, läuten hören. Dann war da plötzlich die steile Treppe von St. Bride's, die mit ihren fünf Absätzen wie eine Hochzeitstorte aussieht, und ich dachte, das hat sich Christopher Wren klug ausgedacht. Ein oder zwei Zuspätkommende eilten in die Kirche (inzwischen ging es in meinem Magen rund wie in einem Wäschetrockner), und – o Gott, Melinda! Die Star-Moderatorin von London FM mit

Roger, ihrem langweiligen Ehemann. War ja klar, dass sie nicht pünktlich kommen würde. Was für ein scheußliches Kleid! All das viele Geld, dachte ich bei mir, und so wenig Geschmack. Ich meine, ich weiß, dass sie im fünften Monat schwanger ist und so, und ich möchte wirklich nicht unfair sein, aber es war wirklich grauenhaft. Chintz. Pink. Very Sanderson. Sie sah aus, als wäre sie bei einem schlechten Polsterer gewesen. Zu allem Überfluss wackelte auch noch so eine Art Scud Missile auf ihrem Kopf.

Ich stieg aus dem Auto und lächelte für den Videomann und den offiziellen Fotografen, die beide auf dem Bürgersteig warteten. Dann glättete Helen die Vorderseite meines Kleides, ich nahm Dads Arm, und wir marschierten gemeinsam in den kühlen Vorraum. Ich erblickte meinen Bruder Robert – er sollte uns ankündigen –, doch Dom konnte ich nicht sehen. Und plötzlich geriet ich in Panik! Also bat ich Dad, einmal kurz hereinzuschauen, und er lächelte nur und sagte, ja, Dominic sei natürlich da, vorn am Altar, mit Charlie. Ich konnte das Summen leiser Stimmen hören, als der Organist Saint-Saëns intonierte. Dann verklang die Musik, es wurde still, und Robert nickte uns zu.

»Okay, Minty, los geht's«, flüsterte Daddy mit einem Lächeln, und wir schritten vorwärts, als die ersten Mendelssohn-Akkorde erklangen und alle sich erhoben. Plötzlich war ich so froh, dass ich St. Bride's ausgewählt hatte. Nicht, weil ich besonders religiös wäre, das bin ich wirklich nicht, und Dom auch nicht. Um ehrlich zu sein, hat er während unseres Gesprächs mit dem Pfarrer ziemlich wenig gesagt. Doch unter allen Kirchen in Londons Mitte war St. Bride's diejenige, die sich einfach richtig anfühlte. Es ist die Kirche der Journalisten – die Kathedrale der Fleet Street –, das war ein weiterer Grund, sie auszuwählen. Und wissen Sie, ich habe immer ein ungutes Gefühl bei diesen im Zweiten Weltkrieg zerbombten Kirchen gehabt. Coventry Cathedral zum Beispiel oder St. Paul's. Auch St. Bride's hat etwas abbekommen: Im Dezember 1940 hinterließ eine einzige V2 eine qualmende Ruine, doch sie stieg wie Phönix aus der Asche empor. Der Pfarrer erklärte uns, dass die Zerstörung sogar etwas Gutes gehabt habe, denn sie habe die romanischen Gewölbe freigelegt. Keiner hatte je gewusst, dass es sie gab, und so konnte man der Geschichte der Kirche mit einem Mal tausend Jahre hinzufügen. Was wieder einmal zeigt, wie manchmal aus den schlimmsten Ereignissen etwas Gutes entstehen kann, denn ohne diese Zerstörung von St. Bride's wären ihre verborgenen Schätze niemals zu Tage getreten. Daran musste ich wieder denken, als ich jetzt den Gang zum Altar hinaufschritt, der Adrenalinpiegel superhoch, überdreht und nervös, den Tränen nahe und glücklich. Als das Sonnenlicht in breiten gefächerten Strahlen durch die einfachen Glasfenster floss, erhob ich meinen Blick zu der gewölbten Decke, die weiß und golden bemalt war, und schaute dann nach unten auf die schwarz-weißen Marmorfliesen, die zu einem wässrigen Glanz poliert worden waren. Die Luft war erfüllt von dem süßen Duft nach Bienenwachs und dem überwältigenden Geruch von Helens Blumen. Ihre beiden Arrangements raubten mir den Atem. Sie waren wunderschön. So groß wie Telefonzellen – eine überquellende Masse von Skabiosen, Stockrosen und rosafarbenen Päonien, Freesien und süßen Pfirsichblüten. An das Ende einer jeden Bank hatte sie ein kleines Sträußchen weißer Anemonen gebunden.

Und da war Dominic, er stand mit dem Rücken zu mir, und sein blondes Haar glänzte in der Sonne. Ich dachte bei mir, er sieht aus wie der Engel Gabriel persönlich in der

»Verkündigung« von Fra Angelico. Charlie stand neben ihm und sah wie immer ernsthaft und freundlich aus, drehte sich aber um und sandte mir ein nettes ermutigendes kleines Lächeln. Da die vorderen Bänke in St. Bride's seitwärts stehen, konnte ich im Vorbeigehen die Gäste sehen, auch die Programmzettel, die wie weiße Motten in ihren Händen flatterten. Zuerst entdeckte ich Jack, meinen Chef, der mich auf seine übliche amüsierte und sardonische Weise anlächelte, neben ihm standen seine Frau Jane und ihre schlampig aussehenden Teenager-Töchter, beide in das Schwarz und Pink der Post-Punk-Ära gekleidet. Dann war da Amber, wie immer wundervoll kühl und elegant, in Hellgrün. In der Bank dahinter stand Wesley, ein Kollege, natürlich mit Deirdre – oh, sie sah wirklich trist aus, aber das tut sie eigentlich immer, die Arme. Also, unter uns gesagt, ich glaube, dass Hochzeiten ein wunder Punkt bei ihr sind. Dann war da meine Mutter in ihrem fließenden Boheme-Kleid mit ihrem sonderbaren, blumengeschmückten Hut. Auf der Seite des Bräutigams sah ich Doms Mutter Madge und viele Menschen, die ich nicht kannte – vermutlich seine Klienten. Alle schauten zu mir und lächelten, und nun wusste ich, was es bedeutet, Gegenstand allgemeiner Bewunderung zu sein. Helen hob meinen Schleier, nahm mein Bukett und schob sich in eine Bank gleich neben Mum. Die Hochzeit hatte begonnen.

Es lief wirklich gut. Wie geschmiert. Es war alles so ...schön. Dominic sah ein wenig ängstlich aus, deshalb drückte ich zärtlich seine Hand. Wir sangen Lobet den Herren, ziemlich leise, und er wirkte ein wenig angespannt, aber das lag an dieser Wespe, die herumbrummte und immer zu ihm flog, er musste sie ein- oder zweimal verjagen. Dann trat Amber vor und las die Fürbitten, wunderschön, denn sie hat eine herrliche Stimme. Anschließend stimmten wir Jerusalem an, und dann kam die Eheschließung. Der Pfarrer, John Oakes, erklärte, warum die Ehe wichtig sei und warum sie nicht leichtsinnig, fahrlässig oder unbesonnen eingegangen werden solle, und fragte die Gemeinde, ob sie von irgendeinem Hindernis wisse, das dem Zusammenschluss im heiligen Stand der Ehe von Dominic und mir im Wege stünde. Das war ein Moment, in dem mir fast das Herz stehen blieb. Um genau zu sein: Ich fand diesen Moment furchtbar, und das, obwohl ich wusste, dass wahrscheinlich niemand laut Widerspruch leistend oder irgendwelche Heiratsurkunden schwenkend hinten in der Kirche auftauchen würde. Doch ich war trotzdem sehr besorgt und irgendwie erleichtert, als dieser Teil vorüber war und wir uns dem nächsten Schritt zuwenden konnten. Die Wespe war immer noch da, und sie ließ von Dominic einfach nicht ab. Er wirkte verunsichert und hatte ein rotes Gesicht, sodass ich mit meinem Programmzettel sanft nach ihr schlug.

Der Pfarrer sagte: »Dominic, willst du diese Frau als dein angetrautes Weib nehmen, mit dem du nach Gottes Gesetz im heiligen Stand der Ehe leben wirst? Willst du sie lieben, versorgen und ehren, in Krankheit und Gesundheit, und nur ihr treu sein, solange ihr beide lebt?«

Es entstand eine Pause. Eine ungeplante Pause, die wir Radioleute »heiße Luft« nennen. Und diese Pause dauerte zu meinem großen Erstaunen ganz schön lange. Doch schließlich begann Dominic zu sprechen.

»Äh, nun«, fing er an und schluckte, als schnürte es ihm die Kehle zu. »Äh, nun«, sagte er wieder und hielt inne. Dann tat er diesen riesigen Seufzer und starrte einfach auf das

Gemälde vom gekreuzigten Jesus, das über dem Altar hing. In der nun folgenden Stille, die eine Ewigkeit zu währen schien, wahrscheinlich aber nicht länger als vielleicht fünf Sekunden dauerte, hatte ich trotz der drückenden Hitze des Tages das Gefühl, man hätte mich in eine Badewanne mit Eiswasser geworfen.

»Willst du?«, fragte der Pfarrer hilfsbereit. Eine weitere Stille entstand, die zu brummen und zu hämmern schien. Ich beobachtete, wie von den Schläfen bis zum Kinn ein kleiner Schweißbach über Dominics Gesicht rann.

»Willst du? Nun?« Das Gesicht des Pfarrers war jetzt ebenfalls gerötet, und seine Augenbrauen waren feucht und glänzten. Er starrte Dominic an, um ihn zum Sprechen zu bringen, was Dominic schließlich auch tat.

»Nun ...«, stotterte er. Dann räusperte er sich. »Nun ...«, begann er wieder.

»Willst du?«

»Nein, John«, sagte Dom ruhig, »ich fürchte, ich will nicht.«

Ich starrte den Pfarrer an, und der Pfarrer starrte Dominic an. Und dann schaute auch ich zu Dominic, und plötzlich bereute ich, St. Bride's gewählt zu haben, denn jeder einzelne Mensch in der Kirche konnte jetzt sehen, wie mein Gesicht rot wurde.

»Jetzt komm, Dominic«, sagte der Pfarrer mit gedämpfter Stimme und einem verspannten kleinen Lächeln. »Wir versuchen es noch einmal. Willst du Irene Araminta lieben und ehren, und so weiter und so fort, solange ihr beide lebt?«

»Nein«, antwortete Dominic, diesmal etwas bestimmter, »ich fürchte nicht.« Als ich ihn jetzt anstarrte, hörte ich nur noch das sanfte Knacken der Holzbänke, auf denen sich die Hochzeitsgäste nervös hin und her bewegten.

»Dominic!« Das war Charlie. »Jetzt komm, Alter. Lass uns die Sache durchziehen, los.«

»Ich kann nicht«, sagte Dominic und schüttelte dabei langsam und bedauernd seinen Kopf. Er sah schrecklich aus. Er schien außer sich. »Ich kann einfach nicht«, wiederholte er. Plötzlich fand ich meine Sprache wieder.

»Bist du krank, Dom?«, flüsterte ich. »Fühlst du dich nicht gut?« Er schaute mich an und stöhnte dann.

»Nein. Nein, ich bin nicht krank. Es geht mir gut. Alles ist in Ordnung mit mir.«

»Ja, was ist denn dann?«, krächzte ich. Mein Mund fühlte sich staubtrocken an, und ich bemerkte ein unruhiges Rascheln hinter mir.

»Es ist ...«, sagte er, »es ist ... dass dies solche schwerwiegenden Versprechen sind, Minty. Versprechen, die ich vielleicht nicht werde halten können. Und das wäre nicht so schlimm, wenn wir hier nicht in einer Kirche wären.«

»Ja«, sagte ich schwach, »ich weiß.«

»In der Kirche kannst du nicht einfach lügen und hoffen, damit durchzukommen«, fuhr er fort. »Ich habe in der letzten Zeit viel über Gott nachgedacht, denn, obwohl du es wahrscheinlich nicht bemerkt hast, bin ich doch ein tief religiöser Mensch.«

»Dom, bitte, wovon sprichst du?«, murmelte ich. »Du gehst niemals zur Kirche.«

»Ja, ich muss doch nicht zur Kirche gehen, um religiös zu sein, und jetzt, wo ich hier stehe, vor dem Altar, im Angesicht Gottes, da weiß ich, dass ich einfach nicht damit durchkommen werde. Schließlich muss ich hier versprechen, dass ich dich lieben und ehren werde und immer nur dich und all das, Minty, und das sind ganz schön

schwerwiegende Sachen, weißt du.«

»Ja. Ja, stell dir vor, das weiß ich.«

»Erst jetzt, wie ich hier so stehe, da wird mir klar, wie riesig diese Versprechen sind.

Erst jetzt«, fuhr er fort, »merke ich, wie ungehörig es ist, was hier von mir verlangt wird.«

»Nicht ›ungehörig‹, Dom«, flüsterte ich. »Ich glaube, du meinst ungeheuerlich.«

»Bitte verbessere mich nicht, Minty. Ich meine die Größe des Ganzen. Was ich alles aufgeben soll.«

»Ja, aber das wusstest du doch vorher«, keuchte ich und spürte einen Kloß, so groß wie eine Zitrone, in meinem Hals.

»Ja, aber vorher habe ich es nicht verstanden. Was das wirklich bedeutet. Aber jetzt, wo ich hier in der Kirche bin, kapiere ich es. Diese riesigen Versprechen. Und ich bin einfach nicht bereit, sie zu geben, denn, offen gesagt, Minty, du weißt ja selbst, dass es viel an dir gibt, was mich wirklich ... stört.« Hier entstand ein plötzliches Murmeln in den Bänken, wie das Auffliegen kleiner Vögel von einem Feld. Ich konnte nervöses, fragendes Gekicher und das Geräusch von scharf eingesogenem Atem hören.

»Man sagt, dass die Kleinigkeiten einen am Ende fertig machen«, sagte er, »und genau die Kleinigkeiten sind es, die mich an dir stören. Ich meine, du bist so unordentlich«, fuhr er fort und war jetzt in seinem Element. Seine helle Stimme steigerte sich zu einem fast mädchenhaften Klang, das passierte immer, wenn er sich in Rage redete. »Die meiste Zeit redest du solch einen Müll«, sagte er, »und du weißt nie, wann du mal die Klappe halten solltest.«

»Was erwartest du denn?«, sagte ich, und das Herz schlug mir jetzt laut in der Brust.

»Wie du weißt, bin ich a) zur Hälfte irisch, und b) arbeite ich beim Rundfunk.«

»Du machst mich wirklich fertig«, jammerte er. »Ich habe versucht, alle meine Zweifel dich betreffend ganz weit zu verdrängen, aber ich kann das jetzt nicht mehr, ich kann es einfach nicht, denn ich denke, wir würden ... wir würden ... wir würden uns sicher wieder trennen! Es tut mir Leid, Minty, aber ich kann das hier einfach nicht durchziehen.« Mir fiel der Unterkiefer herunter. Mein Mund stand weit offen, und ich muss ausgesehen haben wie der letzte Idiot, als ich aufzunehmen versuchte, was er gerade gesagt hatte. Ich schaute zu Dad hinüber – auch sein Mund stand weit offen. Mum und Helen schienen wie versteinert, kurz vor der Katatonie. Und dann mischte sich Charlie wieder ein.

»Hör mal, tu uns allen den Gefallen, alter Freund, und hör mit dem Mist auf – Entschuldigung, Herr Pfarrer –, sag einfach schön brav ›Ich will‹, okay?«

Dies schien der letzte Strohalm zu sein, aber da kam diese wütende Wespe wieder angeflogen.

»Nein. Nein, das werde ich nicht tun«, beharrte Dom und verjagte sie von seinem schweißnassen Gesicht. »Ich werde das nicht sagen, einfach nur, um dir und allen anderen einen Gefallen zu tun. Ich bin nämlich keine Marionette, weißt du. Wir leben in einem freien Land. Du kannst mich nicht dazu zwingen, das hier durchzuziehen. Und ich werde es nicht tun. Ich bin fest entschlossen, jetzt endlich mal an mich zu denken!« Er machte eine Neunzig-Grad-Wendung und stand nun der fassungslos glotzenden Menschenmenge gegenüber. Ich konnte die Angst in seinem Gesicht sehen, als er spürte, wie sehr er ihrer Missbilligung ausgesetzt war. »Hören Sie, es tut mir ... Leid, wirklich«,

sagte er und fuhr währenddessen nervös mit einem Finger am Frackaufschlag herunter. »Ich ... ähm ... weiß, dass einige von Ihnen von ziemlich weit her gekommen sind. Von sehr weit her in einigen Fällen, wie zum Beispiel meine Tante Beth, die aus Aberdeen angereist ist. Doch, ähm, Tatsache ist, dass ich das hier einfach nicht machen kann. Ich hoffe, Sie verstehen das alle. Und noch einmal, es ... nun ... es tut mir Leid.« Dann kehrte etwas von dem alten Dominic zurück, als er das Gefühl hatte, noch einmal das Heft in die Hand nehmen zu müssen. »Wie auch immer«, fuhr er gewandt fort, »ich möchte noch darauf hinweisen, dass es eine Versicherung gibt, die für das alles hier aufkommen wird.« Er schluckte und holte tief Luft. Und dann sah er mich an.

»Sieh mal, Minty. Es wäre einfach nicht gut gegangen. Ich glaube, wenn du ehrlich wärest, würdest du das selbst einsehen.« Dann ging er auf eine sehr bestimmte Weise von mir weg, den Gang hinunter. Als er schneller wurde, wäre er fast auf dem superglatt polierten Fußboden ausgeglitten, und ich habe sogar noch hinter ihm hergerufen: »Vorsichtig, Dom! Fall nicht!« Aber er fiel nicht. Er ging weiter, bis er zur Tür kam, und seine Schuhe klapperten leichthin, fast munter, über die glänzenden Fliesen.

Ich kann mich nicht richtig erinnern, was in den anschließenden Minuten geschah. Ich glaube, das ist aus meinem Gedächtnis radiert, wie man unerwünschte Szenen aus einem alten Video löscht. Ich erinnere mich allerdings, dass ich versuchte, mir ein paar tröstende oder wenigstens sinnvolle Sätze aus *Fast verheiratet* ins Gedächtnis zu rufen, mir aber nichts einfiel, abgesehen von dem Kapitel, das »Wie man den glücklichsten Tag seines Lebens überlebt« überschrieben war. Ansonsten stand ich, glaube ich, einfach unbeweglich da, meinen Programmzettel fest umklammert. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, was ich jetzt tun sollte. Ich hoffte nur, dass die Videokamera abgeschaltet war. Charlie war hinter Dominic hergerannt, ein paar Minuten später jedoch allein zurückgekehrt.

»Er ist in einen Bus gestiegen«, flüsterte er mir, Dad und Helen zu, die nach vorn gekommen waren und mich jetzt wie eine schützende Mauer umstanden. Diese Neuigkeit fand ich sehr seltsam, denn Dominic verabscheut öffentliche Verkehrsmittel.

»Hätten Sie nicht hinter ihm herjagen können?«, schlug mein Vater vor.

»Nein, es war der Elfer, und er fuhr ziemlich schnell.«

»Ich verstehe«, sagte Dad ernst. Wir sahen zu dem Pfarrer hinüber, aber vergebens, auch er schien nicht zu wissen, was nun zu tun war.

»So etwas ist mir in meiner ganzen Ordinariatszeit noch nicht passiert«, sagte er – eine Information, die nun wiederum wenig zu meiner Erleichterung beitrug.

Inzwischen flüsterten die Leute lauter in ihren Bänken, und viele sahen völlig fassungslos aus. Amber öffnete und schloss ihren Mund wie ein entsetzter Karpfen.

»Was um Himmels willen ist denn in diesen Schwachkopf gefahren?«, fragte sie in ihrer übertriebenen *Wir-sind-die-Ladys-von-Cheltenham*-Art. »Was für ein Arschloch!«, fügte sie hinzu, als sie aus ihrer Bank kletterte. »Was für ein Sch ...«

»Pssst! Madam«, sagte der Pfarrer, »das hier ist ein Haus Gottes.«

»Und wenn es das Haus der verdammten Bernarda Alba wäre!«, gab sie zurück.

»Dieser Typ hat gerade meine Kusine sitzen lassen!«